Der Autor

Martin Altmeyer ist Mitglied der 68er-Generation und gehört zu den prominenten Vertretern einer relationalen Psychoanalyse. Seinem Buch über die verborgene Beziehungsdimension des Narzissmus lässt er nun eine Untersuchung der seelischen Veränderungen im Zeitalter der neuen Medien folgen, ohne in jenen moderne-kritischen Kulturpessimismus zu verfallen, der nicht nur in psychotherapeutischen Szenen en vogue ist.

Smartphone und Laptop sind allgegenwärtig. Ständig bewegen wir uns in sozialen Netzwerken, pflegen unsere Twitter-Accounts, checken unsere WhatsApp-Nachrichten, verschicken unsere Selfies oder surfen einfach so durchs Netz. Warum tun wir das alles? Weil wir mit anderen Menschen in Kontakt treten und uns austauschen wollen. Weil wir ein Feedback brauchen, um zu erfahren, wer wir sind. Menschen treibt von Geburt an eine unbewusste Sehnsucht nach Spiegelung und Echo, ein Verlangen danach, von anderen Menschen gesehen und gehört zu werden. Die Suche nach sozialer Resonanz ist ein zwischenmenschliches Grundbedürfnis, das in der digitalen Moderne auf vielfältige Weise befriedigt wird.

Eine entschiedene Verteidigung der Generation Facebook!

Vandenhoeck & Ruprecht

www.v-r.de

Martin Altmeyer

Auf der Suche nach Resonanz

Wie sich das Seelenleben in der digitalen Moderne verändert

2., unveränderte Auflage

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 2016

diesem Kapitel schon der Begriff des Unbewussten – intersubjektiv reformuliert und der Versuch unternommen, ihn zugleich von seiner chronischen Widersprüchlichkeit zu befreien.

Kapitel 8
Im Spiegel des Anderen: Ein Beziehungsmodell des Narzissmus

Ich werde gesehen, also bin ich – eine moderne Identitätsformel

Narzissmus bedeutet alles Mögliche im semantischen Umfeld von Selbstbezogenheit und Eigenliebe. Die schillernde Vieldeutigkeit und Widersprüchlichkeit dieses Begriffs scheint geradezu sein Markenzeichen zu sein. Exemplarisch dafür der vergebliche Versuch, den der ungarisch-französische Psychoanalytiker Béla Grunberger (1982) in »Vom Narzissmus zum Objekt« gemacht hat, den Narzissmus triebtheoretisch zu verankern. Er stamme einerseits »aus der Tiefe des Trieblebens«, aus der er ausbricht, andererseits trete er »zur Triebkomponente in eine spezifische dialektische Beziehung«, was seine Bedeutungsvielfalt erklären soll:

»Diese dialektische Konstruktion erlaubt uns, denselben narzisstischen Faktor in recht unterschiedlichen, ja sogar gegensätzlichen klinischen Bildern zu identifizieren, beispielsweise bei der Nymphomanin, die sich allen Männern aufgrund eines nicht zu sättigenden narzisstischen Liebesbedürfnisses hingeben muss, oder beim frigiden Vamp, der alle Männer aus dem gleichen Grund verführen muss, sich ihnen aber gleichzeitig aufgrund des Narzissmus versagt, oder auch bei der Frau, die sich herausputzt, und bei einer, die sich im Gegenteil vernachlässigt, weil sie sich vollkommen glaubt, was schließlich bis zum Wahn gehen kann. Ein Narzisst ist derjenige, der sich gut liebt, aber auch jemand, der sich schlecht oder überhaupt nicht liebt. Der Narzisst zieht sich von der Welt zurück oder bringt sie durch seine Heldentaten zum Erstaunen. Der Homosexuelle ist narzisstisch, ebenso der Heterosexuelle, der seine Männlichkeit zur Schau trägt, usw.« (S. 15).

Schon dieses Panorama narzisstischer Phänomene, das der Autor innerhalb der französischen Gesellschaft und in der Sprache der 1970er Jahre gezeichnet hat, lässt erahnen, wie viel der Narzissmus mit der sozialen Welt zu tun hat und wie wenig er sich psychologisch auf Selbstliebe reduzieren lässt. Ob in der Hochstimmung oder in der tiefsten Verzweiflung, ob im Siegesrausch oder im Schmerz der Niederlage, ob im Erfolg oder im Misserfolg, ob im Stolz oder im Selbstzweifel, ob im gehobenen oder im herabgesetzten Selbstwertgefühl, ob in der Lebensfreude oder im Lebensüberdruss – der Narzissmus taucht im Seelenleben überall auf, noch dazu in den widersprüchlichsten Verkleidungen.

Der Narzissmus scheint alle möglichen Gegensätze der Normalpsychologie in sich zu vereinbaren. Er steckt in der vitalen Hinwendung zur Welt ebenso wie in der bekennenden Weltabwendung. Er ist bei der gekonnten Selbstdarstellung am Werk, aber auch im verzweifelten seelischen Rückzug. Er dehnt sich und streckt sich im Beifall der Zuschauer und duckt sich zugleich unter dessen Pfiffen und Buhrufen. Er äußert sich als natürliche Zeigelust bei Kindern, als demonstratives Trotz- und Protzgehabe bei Jugendlichen und als befremdlicher Exhibitionismus bei Erwachsenen. Er ist in der ästhetischen und religiösen Erfahrung zu entdecken, aber auch in der Rausch- und Drogenerfahrung. Er begleitet das Entgrenzungserleben sowohl im sexuellen Orgasmus als auch in der meditativen Selbstversunkenheit. Er kann zur schönsten Harmonie unter Menschen beitragen, aber auch zu den schlimmsten Gewalttaten führen, wenn er verletzt wird. Er beflügelt die Phantasie des Künstlers und sorgt für den Eigensinn seiner Kunst, die allerdings stets auf ein potenzielles Publikum spekuliert.

Aber auch die klinische Psychologie findet in ihren Differenzialdiagnosen narzisstische Grund- oder Beifärbungen aller Art, die psychopathognomisch freilich unter verschiedenem Namen auftauchen: als Selbstwertproblematik in den Leitsymptomen der narzisstischen Persönlichkeitsstörung; als sexualisierte Selbstdarstellung in den dramatischen Schauspielkünsten der hysterischen Neurose; als grandiose Selbsterhöhung in den manischen und als absolute Selbsterniedrigung in den depressiven Phasen der bipolaren Störung; als Selbsterweiterung im psychotischen Größen- und Beziehungswahn

und als Selbstverkapselung im psychotischen Rückzug; als wahnhafte Selbstentgrenzung in der paranoiden Schizophrenie und als versuchte Selbstauslöschung im schizophrenen Residualzustand; als aktive oder passive Gewaltphantasie in den sadomasochistischen Spielarten der Perversion; als Verfügung über den Anderen, Unterwerfung unter den Anderen oder Verschmelzung mit dem Anderen in narzisstisch entgleisten Paarbeziehungen; als verzerrte Wahrnehmung von Selbst und Anderem im pathologischen Gruppennarzissmus fremdenfeindlicher, rassistischer oder antisemitischer Strömungen.

Bei all diesen Spielarten des Narzissmus ist neben dem bedeutsamen Selbst ein ebenso bedeutsamer Anderer im Spiel, der mal als wirkliches Gegenüber und mal als imaginiertes Objekt, mal als Freund und mal als Feind, mal als einzelner Mensch und mal als Gruppe, mal bewusst und mal unbewusst auftritt.

Nehmen wir ein triviales Beispiel, wieder einmal aus der digitalen Welt des Reality-TV, deren Kapriolen schon im ersten Teil dieses Buchs untersucht worden sind. Einer der Stars dort ist Kim Kardashian West. Zusammen mit ihrer exzentrischen Großfamilie tritt sie in einer endlosen Reality-Soap im US-amerikanischen Fernsehen und mit eigenen Seiten im Internet auf (»Keeping Up with the Kardashians«). Auf Twitter hat sie über 31 Millionen Follower. Bei Instagram sind es 32 Millionen. Nun hat sie ein Buch geschrieben, ein Bilderbuch. Es heißt »Selfish« und besteht nur aus ihren Selbstbildern mit angeblich selbst geschriebenen Erläuterungstexten. Vollkommen narzisstisch, möchte man meinen, aber dieses Bilderbuch will gekauft, gelesen und angeschaut werden, ebenso wie die Reality-Soap gesehen werden will.

Das meint auch die Journalistin Johanna Adorján in ihrer Buchbesprechung »Der liebe Narzissmus«, die von der Überschrift bis zum Schlusssatz eine Mischung aus wohlwollender Ironie und beißendem Mitleid ist (Adorján, 2015):

> Kim Kardashian habe »die große Liebe ihres Lebens gefunden, nämlich sich selbst, und mehr noch – es ist davon auszugehen, dass diese Liebe erwidert wird«. In der Tat: Angesichts der zahlreichen Follower und Freunde in den sozialen Netzwerken scheint die Rezensentin auf der richtigen Spur, denn außer Kim Kardashian, die sich angeblich nur

selbst liebt, sind noch andere Menschen beteiligt, um deren Liebe es der narzisstischen Bilderbuch-Autorin geht. Nur die Reihenfolge stimmt in Adorjáns Text nicht. Der innere Zusammenhang zwischen der Selbstliebe und der Liebe der Anderen ist vertauscht: »Das Buch erzählt von der Liebe einer relativ jungen Frau zu sich selbst. Es ist sozusagen eine serielle Selbstvergewisserung, und zwar in jubilierendem Ton: Ich existiere, ich mag mich, und das teile ich mit euch«. Aber Kim Kardashian liebt gar nicht zunächst sich selbst, um ihre überbordende Selbstliebe dann mit dem Publikum zu teilen. Sie liebt vielmehr das Gefühl, von denen geliebt zu werden, die ihr am Bildschirm und in den sozialen Medien folgen. Am Ende findet Adorján in die verlorene Spur des Anderen zurück, wenn sie vermutet, dass es bei Kim Kardashian mit der Selbstliebe nicht weit her sein kann: »Sehr gut möglich natürlich, dass [...] sich hinter der ganzen ausgeleuchteten Fassade eine zutiefst einsame Person verbirgt«.

Offenbar hat auch der mediale Narzissmus eine soziale Dimension, die schon in der Hoffnung auf ein virtuelles Publikum mühelos zu erkennen ist (vgl. Altmeyer, 2003). Ein schlichteres Selbst, das weniger auftrumpft, wenn es sich in die Medienwelt begibt, mag die Publikumsgunst diskreter genießen, als Kim Kardashian das tut. Manchmal verbirgt sich diese Hoffnung. Gelegentlich wird sie bestritten oder geleugnet. Dann tut das öffentlich auftretende Selbst so, als ob ihm die Publikumswirkung und das Medienecho seines Auftritts egal seien. Aber das trifft weder in der realen noch in der psychischen Wirklichkeit zu.

An einem anderen Beispiel, der Medialisierung des professionellen Fußballs, kann jeder interessierte Fernsehzuschauer den mit sich selbst ringenden Narzissmus der interviewten Rasenstars am Bildschirm erleben:

> Wenn der mediengeschulte Profifußballer wegen mangelhafter Leistung in der Presse kritisiert wird, behauptet er vor der Kamera gerne, er lese grundsätzlich keine Zeitungsberichte. Zu seinen Gefühlen beim gellenden Pfeifkonzert der Zuschauer im Stadion befragt, hat er die Pfiffe gar nicht gehört. Und wenn der Reporter am Spielfeldrand ihn nach einer Glanzvorstellung bittet, seine eigene Leistung zu kommentieren, antwortet er bescheiden, das müssten andere beurteilen. Dabei hat er nach dem Interview nichts Wichtigeres zu tun, als seine Facebookseite zu aktualisieren, um seinen Fans auf dem gerade geschossenen Selfie seine neue Frisur, sein neues Tattoo, sein neues Outfit, sein neues Auto oder seine neue Freundin vorzuführen, die das Handy-Video seines herrlichen Tors oder genialen Assists längst schon gepostet hat.

Was der mediale Narzissmus auf den Schaubühnen der Lebenswelt enthüllt (oder zu verhüllen sucht), ist auch dem gewöhnlichen Narzissmus zu eigen: Im narzisstischen Modus hofft das Selbst auf Beachtung, rechnet mit Aufmerksamkeit, spekuliert auf Reaktionen aus der sozialen Lebenswelt. Der Narzissmus ist mit einem Auge stets auf die Umwelt bezogen. Die scheinbare Selbstbezogenheit hat einen notwendigen Bezug zu einem Anderen, in dessen Spiegel der eigene Narzissmus erst entstehen und sich entfalten kann (vgl. Altmeyer 2000a, b).

Der englische Kinderanalytiker Donald Winnicott leitete bereits die Urformen der Identitätsbildung aus der intersubjektiven Spiegelerfahrung des Kindes ab. In seinem bahnbrechenden Aufsatz »Die Spiegelfunktion von Mutter und Familie in der kindlichen Entwicklung« (Winnicott, 1971/1995) machte er als erster darauf aufmerksam, dass »das Gesicht der Mutter der Vorläufer des Spiegels« ist.

Im mütterlichen Gesicht erhält das Kind eine Rückmeldung über sich selbst: »Was erblickt das Kind, das der Mutter ins Gesicht schaut? Ich vermute, im allgemeinen das, was es in sich selbst erblickt. Mit anderen Worten: Die Mutter schaut das Kind an, und wie sie schaut, hängt davon ab, was sie selbst erblickt« (S. 128 f.). Der Säugling liest buchstäblich im Gesicht der Mutter. Aber er tut das nicht nur, um etwas über sie, sondern auch etwas über sich selbst in Erfahrung zu bringen. Denn ob sie ihn freundlich oder unfreundlich, liebevoll oder abweisend, verärgert oder indifferent oder gar nicht anschaut – all das gibt ihm eine erste Auskunft darüber, wer er selbst ist. »Ich bekomme (wie ein im Spiegel gesehenes Gesicht) den Beweis zurück, den ich brauche, dass ich als Wesen erkannt worden bin«, heißt es an anderer Stelle (Winnicott. 1965/1974, S. 79).

Winnicott entwickelte sein intersubjektives Identitätskonzept, lange bevor die Säuglingsforschung die empirischen Befunde dazu lieferte. Die narzisstische Spiegelung ist gar keine reine Selbstspiegelung, weil sie den Umweg über einen Anderen nimmt, der diesen Spiegel hält. In seinem berühmten Aufsatz über das frühkindliche Spiegelstadium hatte Jacques Lacan (1936/1973) im Narzissmus den »Bildner des Ich« gesehen, das aus der allerersten Begegnung von realem und imaginären Ich im tatsächlichen Spiegel geboren wird: als reine Selbstbegegnung. Im ausdrücklichen Gegensatz dazu entwarf Winnicott die identitätsbildende Spiegelbeziehung des Kleinkinds als eine intersubjektive, im Spiegel der Mutter entstehende Beziehung zu sich selbst.

Die narzisstische Spiegelmetapher deutet Winnicott zu einer Metapher der Intersubjektivität um. Sie steht dafür, dass Identität weder erbgenetisch aus den biologischen Anlagen noch psychogenetisch aus einem Triebkern herauswächst. Menschliche Identität wurzelt vielmehr in bedeutsamen Interaktionen mit anderen Menschen, in denen das Selbst sich auf reflexivem Wege erkennen kann. »Ich denke, also bin ich!«, so lautete einst Descartes' bewusstseinsphilosophische Identitätsformel, die nun durch eine entwicklungspsychologische Identitätsformel ersetzt wird: »Ich werde gesehen, also bin ich!«

Zwischen Selbst und Welt vermitteln – die schöpferische Funktion des Narzissmus

In »Vom Spiel zur Kreativität« hat Winnicott (1971/1995) den Raum zwischen Innen und Außen einen »potentiellen Raum« genannt (dazu auch Ogden, 1997). In diesem Raum sind Selbst und Objekt psychisch noch unvollständig getrennt und die Übergänge zwischen Phantasie und Wirklichkeit fließend. Hier haben jene Übergangsphänomene ihren Ort, die von frühester Kindheit an für kreative Verbindungen des Einzelnen mit seiner sozialen Umgebung sorgen: das Schmusekissen als typisches Übergangsobjekt, aber auch das Spiel, die Phantasie, der Tagtraum und nicht zuletzt das schöpferische Potenzial des Menschen. Dieser Zwischenraum, schreibt Winnicott, gehöre einer Sphäre des Seelenlebens an, »in der das Individuum ausruhen darf von der lebenslänglichen menschlichen Aufgabe, innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten« (S. 11).

Winnicotts »potentieller Raum« ist ein Raum der Intersubjektivität, in dem sich auch der Narzissmus ansiedeln lässt, wenn man seine virtuelle Bezogenheit auf den Anderen berücksichtigt (vgl. Bråten, 1992). Den Narzissmus psychoanalytisch in die Nähe des Solipsismus zu rücken – zur »Einerbeziehung« zu machen – hält Winnicott für einen theoretischen Irrtum:

> »Wenn man in Dreier- und Zweierbeziehungen denkt, wie natürlich, dass man noch einen Schritt weiter zurückgeht, und von einer Einerbeziehung spricht! Zunächst scheint es, als sei der Narzissmus die Einerbeziehung, entweder eine Frühform des sekundären Narzissmus oder der primäre Narzissmus selbst. Ich meine, dass dieser Sprung von der Zweier- zur Einerbeziehung in Wirklichkeit nicht möglich ist, ohne sehr viel von dem zu verletzen, was wir durch unsere analytische Arbeit und durch direkte Beobachtung von Müttern und Säuglingen wissen« (Winnicott, 1965/1974, S. 37).

Schon der Zustand, den Freud als primären Narzissmus bezeichnet, ist nicht bloß selbstbezogen, denn er verbindet den hilflosen Säugling mit einer »haltenden Umwelt«, zu der eine verlässliche, »hinreichend gute« Mutter gehört (Winnicott, 1965/1974). Auch der kindliche Narzissmus richtet sich in seinem Darstellungsdrang unverkennbar an die Bezugspersonen, die zuschauen und zuhören und begeistert sein sollen. Der Narzissmus von Jugendlichen in der Pubertät ist in seiner ganzen Exzentrik darauf angelegt, sich in der sozialen Welt auszuprobieren und Rückmeldungen zu provozieren. Auch beim Erwachsenen bleibt der Narzissmus ein mentales Bindeglied zur Umwelt, indem er dazu beiträgt, Erfahrungen von Erfolg und Misserfolg zu integrieren, Bestätigungen wie Kränkungen zu verarbeiten, Nähe und Distanz zu anderen Menschen zu regulieren.

Im Narzissmus versuchen wir, die eigene Subjektivität mit der Intersubjektivität von Sprache und Lebenswelt auf jeweils besondere, einzigartige und unverwechselbare Weise in Einklang zu bringen. Aus diesem Grund fühlt sich der Narzissmus auch in den Sphären der Kultur wie zu Hause. Er ist an der literarischen und musikali-

schen Produktion beteiligt. Er ist in der bildenden und darstellenden Kunst anzutreffen. Man findet ihn in den Tanzstudios, an den Opernhäusern und in den Werkstätten der Theater- und Filmwelt. Als schöpferische Kraft erzeugt er ungewöhnliche Bezüge zwischen Selbst und Welt.

Diese Aufgabe erledigt der Narzissmus auf drei unterschiedlichen Ebenen des Unbewussten: Erstens im Prozess der *Herstellung von Kunst* innerhalb der Person des Künstlers oder der Künstlerin, indem er oder sie unbewusst frühere Umwelterfahrungen erschließt, die gelegentlich bis in die eigene Kindheit reichen, um die lebensgeschichtlichen Quellen von Kreativität anzuzapfen. Zweitens im Moment der Aufführung bzw. *Darstellung von Kunst* auf der Bühne, im Konzertsaal, im Kino, im Museum oder in der Galerie, wo zwischen Kunstwerk und Publikum eine unbewusste Verbindung, eine Aura des Kunsterlebens geschaffen wird. Und drittens in einer *künstlerischen Vorphantasie vom fertigen Kunstwerk*, die ein virtuelles Publikum bereits in den kreativen Prozesses hineinnimmt, indem der Künstler unbewusste Erwartungen an eine kulturelle Umwelt richtet, die seine Kunst einmal würdigen wird. Denn es ist eben nicht nur das zukünftige Werk, »das den Meister lobt«, sondern ein imaginierter Leser, Zuhörer oder Zuschauer.

Während sich auf der ersten Ebene die klassisch-psychoanalytische Frage nach dem intrapsychischen Unbewussten der Künstlerpersönlichkeit stellt und auf der zweiten die üblicherweise von der Kunstkritik formulierte Frage nach der unbewussten Wirkung des Kunstwerks im Akt seiner Rezeption auftaucht, lässt sich auf der dritten Ebene etwas Neues entdecken. Hier wird nämlich die Frage nach der intersubjektiven Innenseite der Kunsterzeugung aufgeworfen, nach einem imaginierten Anderen im künstlerischen Selbst, der in Gestalt eines vorphantasierten Publikums den kreativen Prozess begleitet.

Diese Phantasie des Künstlers über den zukünftigen Adressaten seiner Kunst sei unbewusst schon im künstlerischen Schaffensprozess gegenwärtig, meint der Literaturwissenschaftler Peter von Matt (1979). Er nennt sie die »Opus-Phantasie« – eine Vorwegnahme des fertigen Werks, das sein Publikum braucht. Schließlich will ein Roman gelesen, ein Konzert gehört, ein Bild betrachtet werden. Das bedeutet nicht unbedingt, dass in dieser Imagination mit

einem Auge schon auf den Markt geschielt wird. Manchmal schon. Aber in jedem Fall benötigt ein Kunstwerk, auch wenn es im Stillen hervorgebracht werden mag, am Ende öffentliche Beachtung, Aufmerksamkeit und Anerkennung, um zu wirken. Es ist diese soziale Resonanzwirkung, die auf den Künstler zurückfällt.

Vor allem die darstellende Kunst kommt ohne diesen narzisstischen Bildner und seine zwischenmenschliche Spiegelfunktion nicht aus. Der gefeierte Bühnen- oder Filmstar genießt nichts mehr als den Beifall seines Publikums. Das Selbstbewusstsein des Malerfürsten, der in einem genialischen Schaffensakt noch sich selbst zu genügen scheint, ist nicht unabhängig von seiner Geltung im Kunstbetrieb und vom Marktwert seiner Bilder. Aber auch den sensiblen Schriftsteller, der sich dem kulturellen Betriebsrummel – sagen wir: durch die Flucht aufs Land oder in die Innerlichkeit – entzieht, hindert seine demonstrative Weltabgewandtheit keineswegs daran, sich insgeheim im literarischen Ruhm zu sonnen oder mit Gott und der Welt zu hadern, wenn der Erfolg einmal ausbleibt. Auch die wahre Kunst ist nicht einsam, sondern existenziell angewiesen auf einen imaginären Anderen, der hoffentlich irgendwann einmal real auftreten wird, um hinzuschauen, zuzuhören oder in anderer Weise Interesse zu zeigen.

Genau darauf spekuliert auch der Narzissmus in seinen bunten und höchst widersprüchlichen Erscheinungsformen. Er enthält eine Fülle suggestiver Botschaften des Selbst an die Welt, die sich unschwer entziffern lassen: Schau mich an! Höre mir zu! Beachte mich! Widme mir deine Aufmerksamkeit! Zolle mir deine Anerkennung! Zeige mir deine Bewunderung! Liebe mich! Halte mich fest! Bleibe bei mir! Mit dir zusammen fühle ich mich großartig! Ich könnte die ganze Welt umarmen! Oder aber: Ich ziehe mich von dir zurück, falls du nicht …! Du bist mir gleichgültig, weil du nicht …! Ich greife dich an, wenn du nicht …! Mit Leuten, die mich ignorieren, will ich nichts zu tun haben! Bei aller Verschiedenheit enthalten diese Botschaften im Grunde eine einzige Forderung, die sich stets an einen virtuellen Adressaten richtet: Du sollst mich wahrnehmen! Und das Unbewusste ergänzt: … damit ich in deinen Augen jemand bin oder werde.

Adressaten solcher meist stummen Botschaften sind auch Psychotherapeuten im Übertragungsgeschehen einer Psychotherapie, wie wir bei der Analyse unserer Gefühle der Gegenübertragung unschwer erkennen. Es gehört zu unserer Profession, den Sinn solcher Botschaften in Patientenäußerungen zu verstehen, zu übersetzen und nicht zuletzt den Patienten zu verstehen zu geben, dass wir diesen Sinn auch verstanden haben. Weil der Narzissmus bei sämtlichen Erkrankungen der Seele auf irgendeine Weise verletzt ist, meldet er sich auch in der therapeutischen Beziehung zu Wort, wenn auch häufig sprachlos. Wieder lautet die narzisstische Kernbotschaft: Du sollst mich wahrnehmen! Und das Unbewusste des Patienten ergänzt ebenfalls: … damit ich in deinen Augen jemand bin oder werde.

Patienten, die sich in Psychoanalyse begeben, verlangen vor allem, dass die analytische Beziehung die intersubjektive Spiegelfunktion, die ihr innewohnt, tatsächlich erfüllt. Eigentlich wollen sie im Spiegel der Deutungen etwas von sich erkennen, von dem sie bisher noch nichts wissen. Sie versuchen, sich mit den Augen des Analytikers zu betrachten, um etwas Neues am eigenen Selbst zu entdecken. Aber gerade diese Neugier macht sie hoch empfindlich. Denn analytische Deutungen bedeuten immer eine Kränkung des in der Störung verfestigten Selbst- und Weltbilds. Damit Deutungen den Narzissmus nicht zu sehr verletzen, müssen sie deshalb nicht nur treffend sein, sondern auch richtig dosiert sein und zur passenden Zeit erfolgen. Nur wenn der Patient sich darin gesehen und gespiegelt fühlt, können Deutungen verkraftet, angenommen und verarbeitet werden – mitsamt den damit unvermeidlich verbundenen Kränkungen.

Ob in der selbstreflexiven Atmosphäre einer psychotherapeutischen Beziehung oder im Getümmel der sozialen Lebenswelt – die narzisstischen Botschaften des Selbst bringen vor allem eines zum Vorschein: dass im Narzissmus die Selbstbeziehung im Spiegel der sozialen Umwelt entsteht. In diesem intersubjektiven Spiegel versucht das Subjekt, sich seiner selbst zu vergewissern, Selbstwert zu gewinnen oder sich zu schützen, je nachdem, was für ein Bild ihm daraus entgegenkommt. Ein so verstandener Narzissmus ist ein leiser Motor der Identitätsbildung und ein unauffälliger Begleiter des Selbst, das

von seiner Umwelt nicht mehr und nicht weniger verlangt als ein gewisses Maß an Resonanz.

Wenn man die Dinge auf diese Weise betrachtet, ist das, was Narziss – in der griechischen Mythologie bekanntlich der Sohn des Flussgottes – auf der glatten Wasseroberfläche sieht, gar kein inneres Bild von sich, sondern sein Bild von außen betrachtet, aus einer exzentrischen Perspektive. In den Konturen des Spiegelbilds sieht er sich, wie andere ihn sehen würden. Er erhält von sich das gleiche Bild, das auch die Welt von ihm erhält. Der Wasserspiegel, in dem Narziss sich zu erkennen sucht, ist eine Metapher für die Beziehungswelt, nach der er sich sehnt. Eigentlich erzählt der antike Mythos in all seiner Tragik von der Reflexivität der narzisstischen Selbsterfahrung, von der ewigen Suche nach Widerhall, vom verzweifelten Bedürfnis nach Resonanz. Es ist deshalb kein Zufall, dass Narziss ausgerechnet von der Nymphe Echo wahrgenommen wird und Antwort erhält, wie Ovid in seinen »Metamorphosen« (drittes Buch, 355) erzählt: »Ihn nahm wahr, wie er trieb in die Netze die schüchternen Hirsche,/ Einst die klangreiche Nymphe, die weder versagen die Antwort,/ Noch kann sprechen zuerst, die alles erwidernde Echo (Ovid, zit. nach Guth, 2015, S. 57).

Den Anderen betrachten, wie er mich betrachtet – die narzisstische Urszene

Der Narzissmus befriedigt gewissermaßen den elementaren Wunsch des Selbst nach zwischenmenschlicher Spiegelung, nach einem sozialen Widerhall auf seine Äußerungen. Hinter den narzisstischen Maskierungen verbirgt sich ein Grundbedürfnis nach Umweltverbindung. Das Unbewusste – das war die im vorausgegangenen Kapitel entwickelte Überlegung – bedient sich des Narzissmus in der Hoffnung, mit seiner Hilfe die im Geburtsakt verloren gegangene Einheit von innerer und äußerer Welt auf höherer Ebene mental wiederherzustellen. Warum aber sollte diese unbewusste Hoffnung auf Umweltverbindung sich nach rückwärts wenden (im Sinne einer psychischen Regression zum primären Narzissmus oder gar zu einer Rückkehr in den Mutterleib, wie psychoanalytisch einst spekuliert worden ist) und nicht nach vorne (im Sinne einer psychischen Pro-

gression in Richtung sozialer Beziehungsaufnahme)? Schließlich verlangt das Unbewusste als Realist nichts Unmögliches.

Ohne damit eine moralische Wertung zu treffen, schlage ich eine progressive Deutung des Narzissmus vor. Im narzisstischen Modus wirft das Selbst einen fragenden Blick auf die soziale Lebenswelt: Werde ich gesehen? Finde ich Beachtung? Nimmt mich die Welt auf und an? Akzeptiert sie mich so, wie ich bin? Kann sie etwas anfangen, mit dem, was ich tue, darstelle oder zu bieten habe? Die Antworten auf solche Fragen regulieren wiederum das eigene Selbstgefühl, das, was wir die narzisstische Balance nennen. Dabei vollzieht das Selbst unbewusst eine doppelte Blickbewegung, die sich zunächst auf den Anderen richtet, um von dort wieder zum Selbst zurückzukehren.

Diese selbstreflexive Blickbewegung nenne ich die »narzisstische Urszene« – narzisstisch, weil sich das Selbst in seiner Umwelt spiegelt, Urszene, weil sie am Anfang des Seelenlebens steht und ihren Ursprung in einer wiederholten Szene hat, bei welcher der Säugling die Mutter anschaut und in ihrem Blick etwas von sich selbst erkennt (Altmeyer, 2009b). Gerade weil die narzisstische Urszene im Unbewussten stattfindet, reproduziert sie ein immer wiederkehrendes Interaktionsmuster, das der stetigen Selbstvergewisserung dient: Den Anderen betrachten, wie er mich betrachtet. Dabei ist die visuelle Ebene, das Gesehenwerden, zwar elementar, aber die Sinnesmodalität kann wechseln: Vom Anderen erfahren, ob er mich hört (oder mir zuhört). Im Anderen erkennen, ob er mich erkennt (oder anerkennt). Beim Anderen erspüren, ob er etwas für mich empfindet (mich liebt oder hasst, bewundert oder beneidet, Nähe oder Abstand sucht).

Unbewusst begleitet die narzisstische Urszene unser gesamtes Sozialleben. Sie findet sich als mentale Unterströmung in den Turbulenzen unserer privaten Freundschafts-, Liebes- und Familienbeziehungen, in der professionellen Sphäre unserer beruflichen Existenz mit ihren Ups und Downs, die das eigene Selbst nicht unberührt lassen, und nicht zuletzt in jenen Resonanzbeziehungen, wie sie die moderne Lebens- und Medienwelt hervorbringt. Selbst in der Traum- und Phantasiewelt, wo wir anscheinend mit uns alleine sind, läuft die Frage danach mit, wie wir von anderen gesehen werden: ob sie uns überhaupt wahrnehmen, ob sie uns beschämen, ob sie uns verfolgen oder ob sie uns feiern – von dieser Art sind die Szenen, die sich hier abspielen.

Sobald diese Frage ins Bewusstsein dringt, verlieren wir unsere gewohnte Selbstsicherheit im sozialen Umgang. Wir werden unsicher, fühlen uns befangen, *self-conscious* (was im Englischen nicht selbstbewusst, sondern befangen bedeutet). Diese Art von Befangenheit oder *self-consciousness* verweist darauf, dass die narzisstische Szene nicht länger unter der Bewusstseinsschwelle mitläuft, sondern als solche erlebt wird. Das ist die Stunde der Verlegenheit, der Schüchternheit, der Beschämung, der Moment, in dem wir erblassen oder erröten, uns unwohl, fehl am Platz oder irgendwie ungenügend vorkommen. In diese Reihe gehören auch die narzisstische Kränkung und die narzisstische Wut. Beide Gefühlslagen signalisieren, dass sich unser Selbst in diesem Augenblick der kritischen Musterung durch einen Anderen ausgesetzt, an den Pranger gestellt oder auch missachtet oder übersehen fühlt, wobei der Wut immer eine Kränkung vorausgeht, die auch unbewusst sein kann. Aber die Kränkung kann auch andere Folgen nach sich ziehen, Rückzug zum Beispiel.

Die narzisstische Urszene ist auch die »Urszene der Psychotherapie«, die die Beziehung zwischen Patient und Therapeut begleitet (vgl. Altmeyer, 2012, 2013). Denn Patienten wollen in erster Linie gesehen und gehört werden. Sie schauen auf uns, um zu erfahren, wie wir auf sie schauen. In unseren Kommentaren und Deutungen suchen sie nach zwischenmenschlicher Resonanz. Ein Patient in Psychoanalyse braucht diesen durch Wohlwollen, Interesse und Anerkennung reflexiv »gebrochenen Spiegel«, in dem er sich mitsamt seiner in der Störung abgespaltenen Selbstanteile als ein Anderer erkennen kann. Im »glatten Spiegel« psychotherapeutischer Neutralität, affektiver Abstinenz oder gar persönlicher Indifferenz kann diese Art von systematischer Selbstreflexion nicht stattfinden. Sie braucht die Gegenwart eines Anderen, der zuhört, einen anschaut und mitempfindet.

Deshalb wird in der modernen Psychoanalyse das veraltete Rollenbild des passiven, distanzierten und undurchschaubaren Analytikers ersetzt durch das neue Bild eines aktiven, emotional beteiligten und als Person erkennbaren Analytikers. Jene berüchtigte »weiße Wand«, die er einst bilden und auf die der Analysand nur seine Projektionen werfen sollte, hat Freud zwar theoretisch gefordert, aber

in seiner eigenen klinischen Arbeit praktisch dementiert. Die klassische Abstinenzregel, deren strikte Einhaltung er von seiner Zunft verlangte, hat er selbst, der mit seinen Patienten Spaziergänge machte, sich nach ihrer Familie erkundigte und mitunter sogar persönlich befreundet war, nicht allzu ernst genommen.

Auch Freud brauchte soziale Resonanz aus seiner persönlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Umwelt. Nicht umsonst stellte er sich in eine Reihe mit Kopernikus und Darwin, ein unverhohlener Verweis auf die Überzeugung von der eigenen Größe und Bedeutung. Die schönsten Verweise findet man freilich in seinen nicht zur Veröffentlichung vorgesehenen Briefen an Wilhelm Fließ, einer intensiven Korrespondenz mit dem Vertrauten der frühen Jahre, die nicht zuletzt Freuds »Selbstanalyse« diente (Masson, 1999). Hier bekannte der Gründungsvater der Psychoanalyse ganz offen sein Interesse an einem Publikum, seinen Hang zur großen Tat und seine Phantasie vom ewigen Ruhm:

»Ganz ohne Publikum kann ich nicht schreiben, kann mir aber ganz gut gefallen lassen, dass ich es nur für Dich schreibe«, gesteht Freud dem Freund am 18. Mai 1898.

Vergil zitierend, kündigt er am 17. Juli 1899 an: »Wenn ich die Himmlischen nicht beugen kann, werde ich die Unterwelt bewegen«.

»Das Leben auf Bellevue gestaltet sich sonst für alle sehr angenehm«, schreibt er am 12. Juni 1900, dem offiziellen Erscheinungsjahr der Traumdeutung, aus seinem Urlaubshotel Bellevue im Wiener Wald und fährt fort: »Glaubst Du eigentlich, dass an dem Hause dereinst auf einer Marmortafel zu lesen sein wird?: ›Hier enthüllte sich am 24. Juli 1895 dem Dr Sigm. Freud das Geheimnis des Traumes‹«.

All diese Bemerkungen Freuds, insbesondere die Frage nach dem zukünftigen Denkmal, das ihm die Nachwelt errichten wird – eine Vorphantasie kommender Berühmtheit im Sinne der »Opus-Phantasie« – verweisen am persönlichen Beispiel bereits auf jene zwischenmenschliche Dimension narzisstischen Erlebens, die sich im medialen Narzissmus moderner Netzwerkgesellschaften unübersehbar enthüllt.